

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

190 (18.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Honoré de Balzac

Zum 60. Geburtstag, 18. August
Von Kurt Offenburs.

Im Jahre 1799 wurde in Tours in Frankreich ein Mann geboren, der bestimmt war in seiner Arbeit das Beste zu geben, das die Revolution des dritten Standes und ihr Abseigen unter Napoleon in der Geschichte geschaffen hatte.

Balzac, der Sohn eines Notarwalters barg in sich, in seiner genialen Menschlichkeit alle Tugenden, alle Größe, alle Eitelkeit und Gelbucht, die er in den zahllosen Gestalten der „Menschlichen Komödie“ geschildert hat.

Es gibt keine wissenschaftliche Errungenschaft des Jahrhunderts der Aufführung, keine Philologie, keine Politik, kein Gesellschaftsdogma, das nicht seine Spuren in Balzacs Werk gezeichnet hat.

Balzac beginnt als Kolportage-Schriftsteller. Er schreibt wulstige, ungeformte Geschichten, die er später verläugnet hat, und die ihm dazu dienten, seine schwere Hand zu erziehen. Er verlor eine Grommel-Tragödie von deren Erfolg er sich Ruhm und materielle Vorteile versprach. Wie viele junge Dichter setzt er alle seine Hoffnungen auf diese eine Karte, ist aber nachher umso mehr enttäuscht. Doch bei einem Kritikerschicksal wie Balzac hält Mutlosigkeit nicht lange an; er glaubt an sich, an seine Begabung; polart laut in die Welt, daß er einst von europäischer Bedeutung sein würde. Er will nicht die Feder nollen, was Napoleon mit dem Schwert begonnen hat. Zunächst gründet er einen Verlag, erhebt ein jämmerliches Piaso und kommt tief in Schulden. Ein treuer Begehrter und Begleiter, Frau von Berno steht dem Dichter mit Rat und Hilfe zur Seite; sie gibt seiner kritischen Produktion eine kultivierte Richtung, erzieht ihn zu Geschmeid und ehret ihm die Wege in die große Welt.

In dieser Zeit schon entwirrt in Balzac der Plan zur „Menschlichen Komödie“, die sein Lebenswerk geworden ist. Sie ist eine Reihe von Romanen, die einen Durchschnitt durch alle gesellschaftlichen Lagerungen geben; einen wahren und unerbittlichen Durchschnitt durch das Gemebe des gesellschaftlichen Seins. Balzac hat sich nicht umsonst mit C u n e r verallgemeinert. Der Dichter entdeckt das Gesetz der sozialen Gattungen, wie Buffon die zoologischen Gattungen geordnet hat. Nur daß das Verhältnis der Kommt unter den Menschen ungewöhnlich verwickelter ist. Das Tier hat nur wenig Mobilar, es kennt keine Künste und Wissenschaften; der Mensch dagegen strebt auf Grund eines noch zu erforschenden Gesetzes danach, seinen Sitten, seinem Denken und seinem Leben in all dem Ausdruck zu verschaffen, was er seinen Bedürfnissen anpaßt.

Balzac war wahrhaftig, selbst wider seinen Willen. Er hatte den Ehrgeiz, eine Glorifizierung der Moral seiner Zeit zu schreiben. Immer wieder verteidigte er sich, daß er die Tugend und nicht das Laster gezeichnet habe; aber sein Schöpfergeist zwang ihn, die Wahrheit zu sagen — und so entstehen die großen Typen, die Verkörperung der Lasterhaftigkeit, der Schande, des Kummers. Der „Bater Goriot“ der König Lear des Romans, der von der Lebensgröße seiner Töchter aufgefacht wird; „Gobseck“, der den Geist in seiner genialen Fürchterlichkeit darstellt; Rastignac, der Tapus des großen Egoisten, der von der Liebe, Hingabe und Arbeit anderer erst leben kann; zahllos sind diese Gestalten, in unendlicher Vielfalt, jede ein Kosmos für sich.

Schon in einem der ersten Romane, die Balzacs Name unsterblich machen, sollte im „Chagriner“, sieht man die mächtige Klammer des Genies. Denn das Genie entwickelte sich nicht im herkömmlichen Sinn einer Wissenschaft; es entwickelt lediglich die ihm angebotenen, in ihm ruhenden Anlagen. — Das Chagriner ist das große Bild des menschlichen Lebens. Dieser Talisman, das Leder, das bei jedem Wunsch, den sein Besitzer ausspricht, sich verformt, ist das Symbol der menschlichen Sehnsucht. Jeder erfüllte Wunsch verkleinert das Leben, bis der Alternde nichts mehr zu wünschen mag, um das Resten des Talismans — die Lebenskraft — aufzubehalten, denn im letzten Lebensstadium endet Dasein und Symbol.

Balzac hat nicht leicht gearbeitet. Er sah die Erscheinungen des Lebens so vielfältig überkreuzt, so reich verschlungen, um nicht von der Fülle der Geschichte verwirrt und zerfallen zu werden. Er schrieb stürmisch und ohne Autentik seine Manuskripte, und wenn er die Föhnen vom Seker zurück bekam, überhäufte er sie mit Korrekturen; mit den Ausströmungen seiner Ideen und veränderte sie derart, daß ein kleinerer Geist zwei Romane aus einem hätte machen können.

Abwärts von der „Menschlichen Komödie“ und wie ein Scherz des unerschöpflichen Notos sind die „Contes dramatiques“ entstanden. Geschrieben in einem Stil, den man diesem Formlosen nicht ausstrait hätte, in einer nervigen Freiheit, die trotzdem edel ist, weil die süße Melodie des Blutes sie lebendig durchströmt. — Auch hier sind die Menschen einmalig und typisch zugleich. „Empire“, die trotz aller Verderbnis unaufrichtig Fröhliche, und die „Räuber, Könige, Bischöfe, Feldherren, die man nach sieht und nur in ihrem Ausmenschen, sie alle sind verhöhnt und dennoch geliebt; mit

Ein Sprung zu den Schwarzen

Von Kurt Schöfflin.

1.
Ferien bedeuten ganz gewiß für Jeden etwas Neues, Eigenartiges, Besonderes und doch im eigentlichen Sinne für alle hauptsächlich das Gleiche: Zeit! Viel freie Zeit! Man will sich erholen, unterhalten, ausruhen, himmlisch kaulenzen, lesen, wandern, etwas ansehen und genießen und vor allem einmal nichts tun. Sich den großen Luxus ein paar Tage gestatten, zu träumen und das Alltägliche aus den Gesichtstreis verbannen.

Es ist richtig, daß unser mechanisiertes Zeitalter die Romantik langsam zum Aussterben bringt. Die Zivilisation verdrängt rüchlichlos alles Ursprüngliche und Urmüßige und drückt allem ihren Stempel auf. Und wenn man sich als arbeitender Mensch ein volles Jahr auf die paar Ferientage gestreckt hat, dann geht man mit doppelter Freude an einen Ort, wo die Zivilisation nach europäischen Begriffen noch nicht ganz ihre Herrschaft hat aufzurichten können. Trotz ungläubiger Wände meiner Bekannten führte ich meinen Voratz durch, diesmal Afrika, und zwar Marokko, zu besuchen. Dort wollte ich neben dem Abwaschen einer antiken islamischen Welt vor allem sehen, ob daselbst die Romantik noch ihr Feld behauptet.

Aber es ist für den Deutschen nicht einfach nach Marokko zu gelangen. Auf ordnungsgemäßen Wege dauert es halb zwei Monate bis man aus Rabat, dem Sitz des französischen Generalkonsulats, nach Marokko, die Einreiseerlaubnis erhält. Es geht aber auf anderen Wegen auch schneller. Zum Beispiel, wenn man mit freundlicher Hilfe des französischen Konsulats telegraphisch um Einreise nachsucht, denn kann man, wie ich, in drei Tagen mit allen Stempeln versehen, losampfen. Der günstigste und schnellste Weg geht von der großen Hafenstadt Marseille aus, wo die besten französischen Schiffsfahrtslinien ihren Abfahrtsort haben.

Rattata, rattata... Eine ganze Nacht und einen halben Tag hörten wir im Zugabteil die gleiche raue Melodie. Draußen am Fenster jagt ein Bild das andere. Wälder, Felder, Schienen, Telegraphenbrücke, Landschaften, feiner Strüßregen wechseln miteinander ab. Im Abteil sind Menschen mit verschiedenen Zielen vereinigt. Nur das eine Ziel haben sie alle gemeinsam: sich wieder zu trennen. Immer weiter, weiter, noch und hämmern unsere Gefühle! Sie entsinnen uns und schmeicheln uns die verschiedensten Gebetsmotive ins klare Bewußtsein von dem, was da kommen soll, was man von der Reise erhofft. Es wird schon werden, sagt beglückend jedes zurückgelegte Kilometer. Man ist ja im Zuge und nicht mehr ferliche Mensch, der man gestern, zu Hause war. Man denkt nur an das, was da kommen soll. Und da man das nicht genau weiß, gerät man ins wunderliche Träumen. Rauberhaft weilt sich der Kreis unseres Denkens. Eine neue Welle Empfindungen und Gedanken nach der anderen verdrängt uns aus dem stark gehaltenen Bollwerk der Illusionsabgeschlossenheit. Tief, weit, unerschöpflich wird das Empfinden und Erleben. Und mein Zuanachbar, vielmehr meine Nachbarn, was mögen sie denken und empfinden? Und so allem die betörende Begleitmelodie der Schienen. Man reist. Alles ist schön, heiter und leicht!

Die erste Bekanntschaft am Gare St. Charles in Marseille war der Heberlauf von dienstfertigen Gepäckträgern. Eine marmorne Brunnentreppe führt hinunter in die Stadt. Ewiges Treiben herrschte in den Mittagsstunden. Neue und seitliche Typen Menschen fallen

auf. Die Carrière ist wie jede Hauptstraße mit eiligen Menschen angefüllt und von herrlichen Räden begeben. Auffallend sind die in aller Ruhe ihren Kaffee trinken und Schwätzen, sonderbarsten Dinge sind als Kopfbedeckung festzusetzen. Hülsen, Kappen, Fese, Burnusse. Eine Rundfahrt zeigte mir, daß auch in Marseille es, wie wo anders, Bezirke gibt, wo der Stand zu Hause ist, und welche, wo atzenlose Armut hauset. In der Nähe de la Garde genießt man einen herrlichen Blick auf die Stadt und den Hafen. Etwas Eigenartiges ist die Schwärze der Hülsen und herüber gleitende Brücke, die den Canal du Port mit den Drahtseilen ist ein Wunderwerk vergangener Technik. Autos und Fußgänger werden auf einmal auf die andere Seite gebracht.

Das tolle Leben ist in der Nähe des Hafens. Hier wimmelt die Menschen nur so durcheinander. Sie sind mit Traglasten beladen, die meistens größer wie sie selbst sind. Bretter, Säde, Kisten und Kästen wirbeln nur so durch die Luft. Die Bunttheit des Lebens umgibt einander feiert Triumphe. Zwischen diesem Tun stehen Betrüger sämtlicher Nationalitäten und handeln mit den unmöglichsten Dingen. Und dazu im Hintergrunde die gelsenferoch aufsteigenden Dächer der großen Schiffe.

Die Mittelmeerchiffe legen an den Kais an, die dem Canal de la Joliette benachbart sind. In einem weiten Bogen umschiffen sie das Hafenufer. Dort befinden sich natürlich auch die Gassen der Schiffbauerschaften, reihen sich im eintönigen Gleis der Fronten der Lagerhäuser aneinander. Ueber diesem Meer droht beherrschend die monumentale Kathedrale, die für viele die Fronten der Lagerhäuser aneinander. Ueber diesem Meer droht beherrschend die monumentale Kathedrale, die für viele die Fronten der Lagerhäuser aneinander. Ueber diesem Meer droht beherrschend die monumentale Kathedrale, die für viele die Fronten der Lagerhäuser aneinander.

Endlich ein sonniges, scharfes, brillendes Deulen und

fen der Stene und der 10000 Lonnendampfer der Panischen Vaquet löst sich vom Kai! Die Brust weilt sich. Vom Meer über dem Schiff weilt die letzten Grübe mit Lucherschweben über dem Meer. Eine Gasse stampft das Schiff dem offenen Meere zu. Man sieht deutlich die du Cateau Monte Christo, das französische wobene Gland. Man atmet frei und beklagt auf. Lange war nicht mehr der in der Ferne immer mehr verschwindenden Schiffen. Vor uns die erhabene Ebene des Meeres, leicht getrübt in sauberstem Dunkelblau. Hochauf springen die Wellen an Kiel hervor. Wie weites Linnen verdeden sie in sanften Schwingungen. Immerfort wiederholt sich das gleiche Spiel. Die Wellen heran, bilden weite Schaumköpfe, überfließen sich und ebbten. So geht durch die Wellenmurmelt langsam das Meer untergang im Meer. Wenn der Himmel ganz in Purpurrot glüht und das Meer das Abendrot der lebenden Sonne rüßtrakt, so eracht sich im nächsten Augenblicke das Meer Naturfingerringel. In klaren Nächten ist der Sternenhimmel die weite Fläche gepannt und des Mondes Licht anfangt silbernen den bewegen.

jeder louveränen Serzlichkeit und Wärme gegeben, die das Stadium des achten Sumors ist: ein Humor, wie der seines Landsmannes und Vorbildes Rabelais.

Noch immer ist das Werk Balzacs lebendig über alle gesellschaftlichen Umänderungen hinaus, denn es schildert die ewigen Triebe des Tieres Mensch, die jubil oder roh, veredelt oder verdohten, in uns allen vibrieren. Balzac wird gerade weiß die künstlerische Kraft so abwiegend über die gesellschaftliche Struktur hinausgeht, ein ungeschwantes Kulturdokument seiner Zeit bleiben; eine Einzeldarstellung aller menschlichen Schicksale, Arbeit, Gier, Liebe und Sterben; ein Brevier des lebendig pulsierenden Lebens: voll von der Weisheit, der Erkenntnis und der Demut vor der Göttlichkeit der natürlichen Kräfte.

Witz und Humor

Ein Dramatiker hatte sich vergebens um den ersehnten Bühnenerfolg bemüht. Eines Tages fiel ihm das Glück in den Schoß: Er erhielt ein kleines Landgut und eine ansehnliche Jahresrente. Er dankte dem Glück und fragte ihn: „Nun, Herr Kolosse, werden Sie trotzdem der dramatischen Kunst treu bleiben?“ „Ich denke gar nicht daran, ich ziehe auf mein Gut und werde in Ruhe meinen Kohl bauen.“ „A“, sagte der hochbarte Webedeich, „sehr viel ändert sich ja nicht

an Ihrem bisherigen Leben. Nur der Schauspiel — und die sind wohl neu.“

Ein junger, ungenannter Dichter, jagte mir Tom X., hat Erklärungen, heitelt „Smiling“, geschrieben. Das Manuskript schickte er mir, dem Mädchen seines Betrages. Ganz besetzt erschien sie am ersten Morgen Mittags. „Da ist Dir denn Anonymes widerfahren“, fragte die Mutter. „Du siehst ja ganz verkratzt aus.“ „Ach Mama“, lächelt sie glücklich, „ich habe „Smiling“ von Tom X. geschenkt bekommen.“

„Verliebte Paul“. In dem äußersten, verschwiegenen Winkel der Bierlokals ist ein junges, verliebtes Paar. Sie schauen sich in die Augen, drücken sich verschwiegen die Hände. Ihrer Brust rinnt ein tiefer Seufzer. Er: „Liebste, was ist es mit dir?“ Sie sieht ihren Liebsten verliebt an und sagt: „Dunle“. Da kommt auch schon der Keller herbeigekommen, die Bestellung entgegenzunehmen.

„Ueberrischt. Gatte: „Wie sieht eine Frau aus, wenn sie sich überlacht ist?“ — Gattin: „Gib mir 20 Mark und du wirst es sehen!“

Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schulze-Brühl
Copyright by Basse u. Beder Verlag, Reinsig

26
Er wendete sich zur Lies. Es war sehr still geworden in dem kleinen Zimmer.
„Wollt Ihr noch etwas dazu sagen?“
Die Buische-Lies trat dichter an den Tisch.
„Und was geschieht mit dem da, wenn das herauskommt, daß das alles Lug und schändlich Geschwätz gewesen ist?“
Der Richter sah ernst aus.
„Da könnt Ihr Klage gegen den Halsen-Bauer erheben.“
„Sie nicht mit dem Kopfe.“
„Klagen. Und dann wird er gebüßt. Und dann han ich mein Recht. Aber ich brauch das nicht. Mein Recht, das kommt schon eraus, das kommt schon zu Tag, ohne daß ich was dazu tu. Das wird schon sonnenklar werden, dazu sag ich nicht.“
Der Halsen-Bauer lachte höhnlich. Sein Zorn übermächtig ihn. Richtigrot liefen seine Schläfen an.
„Das Testament!“ rief er wild.
„Bauernschädel, verdammt, murrmelte der Doktor. Er hatte sich still verhalten die Zeit über. In der Tür entstand ein Drängen. Die Buische-Lies sah auf.
„Liest“, rief sie hastig, „geh heim, gleich, hier hast du nichts zu schaffen.“
Der Halsen-Bauer fuhr zusammen. Dann drängte er sich zur Tür.
„Aha, da is ja die Jungfer. Nun komm Sie mal her und sag mir ins Gesicht, daß Sie nicht in der Nacht im Halsen-Haus awesen ist.“
Die Liesett suchte zusammen.
„Aha“, rief er höhnlich, „No ja! Wenn die das nicht geholt hat, dann nehm ich alles zurück. Dann komm ich selber um sie freien für

meinen Franz. In Sad und Uise komm ich da und tu Ubbit! Ja, Jungfer, das is doch ein Wort!“
„Ich — —“ jotterte das Mädchen.
Die Liesett wollte reden, aber sie kam nicht dazu. Im Flur wurde es laut, Stimmen durcheinander, Ausrufe, Lachen. Und dann eine aufgeregte Weiberstimme:
„Lach mich herein — lach mich herein!“
„Kübe legt und die Tür zu“, befahl der Richter.
„Nee — nee, du muh ich herein.“
Eine Frau drängte sich herein, atemlos, mit zerzaubtem Haar. Sie warf ein Kleidungsstück auf den Tisch.
„Da — da — da sticht was drin! Im Futter unnen drin. Ich han das gefühlt, das is ein großes Papier, ich han mich nicht gestraut, das ganz rauszubolen.“
„Ja — dem — Rod“, stammelte der Halsen-Bauer. „Da — war nix drin — in der Tisch.“
„Nee — nee“, rief die Frau. „Da in dem steifen Futter. Ich han den Rod heimgetragen, ich han den gesehen ob der für meinen Mann passen tät, da han ich unnen drin das gespürt — do im Futter.“

Aus dem Rodschitz sog der Sekretär einen großen, nach aufmengenfalteten Bogen, entfaltete ihn, warf einen Blick darauf, reichte ihn dem Richter.
Der sah das Papier an, wandte es um, sah den Halsen-Bauer an, reichte das Papier dem Notar.
In der Stube hörte man eine Fliege summen, gegen die Fenster-scheibe schlagen. Und harte, stockende Atemzüge des Halsen-Bauern, ein schluchzendes Aufstöhnen der Liesett.
Der Notar stand auf:
„Der Testamentsentwurf“, sagte er mit lauter Stimme.
Der Halsen-Bauer stürzte an den Tisch, griff nach dem Bogen. Aber der Notar wehrte ab und reichte das Dokument dem Richter.

Mit vorgestrecktem Halse, mit weit offenen Augen, leuchtend köhneise atemend, stand der Halsen-Bauer da. Und neben ihm drängte sich der Franz, die Pizett an der Hand siehend.

„Rater“, rief er einbrüchlich, „das kann kommen, wie das die Pizett wird meine Frau!“
Der Halsen-Bauer wehrte heftig ab:
„Sei still! Sei still!“
Sehr gelassen, sehr genau betrachtete der alte Herr das Testament. Nun wendete er es um, sah die letzte Seite an und fuhr es sehr ruhig wieder zusammen.
„Der in Ihrem Bureau verfaßte Entwurf?“ jagte er fragend.
Der Notar nickte.
„Zweifelsohne.“
„Ja, also, Halsen-Bauer, da hätten wir ja das Testament, wenn ist der Halsen-Brik verunglückt?“
„Am 6. Juni“, sagte die Buische-Liesett.
„So? Und dann war vielleicht der 4. ein Sonntag?“
„Ja, das war Pfingsten! Auf n dritten Pfingsttag is der unglücklich!“
„Das könnte stimmen“, sagte der Richter gelassen.
„Ja, das Testament hätten wir also. Und sogar mit einem ja! von den Halsen-Brik Hand, datiert vom 4. Juni. Vom Sonntag. Da hat er ja wohl seinen besten Rod angehabt und nachher dem Testament noch etwas zugefügt. Vielleicht mocht noch manches ändern, jedenfalls hat er sich zwei Tage nach dem Stutz noch damit beschäftigt.“
Es gab ein Häßliches, ein Zusammendrängen.
„Hat er — hat er wegen meiner da lest noch was geschrieben?“ fragte der Halsen-Bauer. Er war blaß geworden und starrte an ganzen Leibe.
„Nein, nicht Zurewegen, aber jedenfalls steht fest, daß er zwei Tage vor seinem Tode auf diesem Bogen etwas geschrieben hat.“
„Das Testament!“ leuchtete er.

(Fortsetzung folgt)